

(Nachdruck verboten.)

14]

## Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Ich sage Dir, Minka, laß das Geseul!“ Der Doktor stampfte auf den Boden.

„Ja, da haben wir sie nun, von irgend einem von diesen schwebenden Einfällen besessen; jetzt will sie zur Stadt, Tod und Teufel, absolut zur Stadt, in höhere Luft. — Aber siehst Du, mein Kind, daraus wird nun einmal nichts, nichts, ehe Du Dir Geld verschaffen und für Dich selber sorgen kannst. Von heute an soll nun dafür gesorgt werden, daß Du ein gesünderes Leben führst; vor allen Dingen muß Deine Gesundheit wieder hergestellt werden. Ich will dies, Vente. Sie soll einen Teil der häuslichen Angelegenheiten, den Du für passend hältst, übernehmen und die volle Verantwortung dafür tragen, soll plätten, Strümpfe stopfen und nähen, so daß sie ihre Zeit wie ein nützlicher Mensch ausfüllt.“

„Du kannst mich zwingen, Vater, aber dann weiß ich auch, was ich denke,“ sagte Minka erbleichend. „Ich habe mein gutes Recht, mich zu entwickeln und meiner Natur Rechnung zu tragen, und wenn das mit Füßen getreten werden soll —“

Von der Diele her ertönte Kjels Lachen und seine laute Unterhaltung mit Thekla.

„Es mag genug sein, Minka,“ unterbrach der Doktor sie plötzlich barsch, eine Bewegung mit der Hand machend. „Ich verbitte mir jegliche Burschaustellung häuslicher Szenen vor — Fremden.“

Die Thür ging auf und herein trat Thekla, lachend und ein wenig trippelnd, scheinbar durch einen Puff in den Rücken aus dem Gleichgewicht gebracht.

Kjel einen beleidigten Blick zusehend, suchte sie schnell ihre Haltung wieder zu gewinnen, und setzte sich in den Korbstuhl neben Frau Vaarvig, während Kjel lärmend und überlegen hinter ihr drein durch das Zimmer schlenderte.

„Wir wollten ja noch mit Deinem Vater und Deiner Mutter überlegen,“ erinnerte sie ihn.

Kjel blieb stehen, die Finger指尖en in die Westentasche steckend, und äußerte leichtsin:

„Ja, nämlich, daß Thekla und ich am Donnerstag zur Stadt wollen, um Aussteuer einzukaufen. Ich habe ausgerechnet, daß es am billigsten wird, wenn wir die Sache auf einmal abmachen — das Ameublement und alles, so daß es gleich für das neue Haus paßt.“

„Om, ja, dazu gehört Geld, Kjel,“ wandte der Doktor ein wenig scharf ein.

„Nah, kann in der Bank jetzt so viel bekommen, wie ich nur will — und Abzahlung nach Belieben. Ob ich den Wechsel auf ein oder zwei Tausend ausstelle, das ist für die Leute ganz einerlei.“

„Dann hat es wohl eigentlich keinen Zweck, Deine Eltern um ihre Meinung zu befragen,“ versetzte Frau Vaarvig in kühlem Ton mit stark zusammengepreßten Lippen.

Theklas kleine runde, schwarze Augen sahen die Doktorin sehr bestimmt an:

„Ich möchte doch noch ganz ausdrücklich bemerken, daß ich nicht das geringste damit zu thun habe, wie viel Kjel anschafft. Ich habe mir von ihm nur das eine ausgedehnt, daß das, was gekauft wird, nach unserm eignen Geschmack ist.“

„Es ist nur das,“ fuhr Kjel fort, indem er den Finger gegen die Nase legte und dem Vater über die andren hinweg verständnisvoll zublinzelte, „daß ich ein paar Hundert gewinne, allerwenigstens, und wenn ich etwas Schwein habe, auch drei, falls ich gleich zwei Tausend aufnehme und ein großes einkaufe.“

„Niemand würde sich wohl mehr freuen als ich, Kjel, wenn Du reich würdest,“ entgegnete Frau Vente mit einem tiefen, tiefen Seufzer — „bei all Deinen Berechnungen und Spekulationen,“ fügte sie nach einer kleinen Weile halbblau hinzu.

Die Kleinliche Dekonomie im täglichen Leben leidet vielleicht ein wenig darunter, Mutter. Den Schilling sparen

und den Thaler springen lassen,“ warf Kjel verächtlich hin, während er mit scharrenden, selbstbewußten Schritten durch das Zimmer schlenderte.

„Ich sitze hier schon eine ganze Weile und beobachte Dich, Minka,“ unterbrach Thekla das peinliche Schweigen. „Siehst Du etwas? Du siehst so elend aus.“

Theklas lebhaftige Augen glitzern forschend von dem Doktor zu Frau Vente hinüber und wieder zurück. Dann wechselte sie einen Blick mit Minka und erhielt ein Kopfschütteln zur Antwort.

„In einer Familie wie die unsre muß man sich so viele Entfugungen auferlegen, aber man kann trotzdem glücklich sein,“ sagte Frau Vente sehr ernsthaft, während ein scharfer Blick Thekla traf. „Minka hat soeben erfahren, daß wir nicht in der Lage sind, ihr diesen Winter einen Aufenthalt in der Hauptstadt zu gewähren.“

Kjel ging im Zimmer auf und nieder und murmelte und räsonnierte vor sich hin, daß er jetzt nur noch bestärkt werde in seinem: den Schilling sparen und so weiter.

„Das ist es, das ist es; ich hatte so viel von diesem Winter gehofft,“ sagte Minka endlich mit leiser, thränenersüßter Stimme.

„Wir müssen uns daran gewöhnen, Enttäuschungen hinzunehmen, die bleiben niemand erspart,“ meinte Frau Vaarvig.

„Ich will gern Tag und Nacht arbeiten,“ versicherte Minka, „wenn es nur etwas wäre, wofür ich mich interessierte.“

„Jede Arbeit kann uns interessieren,“ wies der Doktor sie kurz ab.

Beide stünnen in den Taschen, sich in den Hüften wiegend, sagte Kjel, indem er zu Thekla hinüberschaute, die mit funkelnden Augen da saß:

„Ob nicht auch derselbe schöne Satz angewendet werden könnte, um diejenigen zu trösten, die auf der Gasse sitzen, Vater?“

„Ja, ich weiß wirklich nicht, wozu ich auf der Welt bin,“ rief Minka exaltiert aus, „wenn ich das, wofür ich Interesse habe, nicht thun darf. Immer und immer an allen Ecken und Kanten beschränkt zu werden. Es ist, als müsse man ersticken. Darf ich aber das, wozu ich Lust und Trieb habe, nicht ausführen, so weiß ich auch wirklich nicht, wozu ich dies Leben weiter leben soll.“

„Dann kannst Du es ja lassen, Minka,“ erwiderte der Doktor hart.

„Ich habe niemals darum gebeten, in die Welt gesetzt zu werden,“ schluchzte sie.

„Du glaubst wohl, ich hätte, die Mütze in der Hand, da gestanden und gedienert und meine Eltern darum gebeten.“

„So ganz ohne Rechte können doch die Kinder nicht in der Welt dastehen,“ meinte Thekla heißend. „Es muß doch eine Verantwortung aufgestellt werden, wenigstens zwischen den Menschen.“

„Gerade das fühlen wir Eltern ja auch so bedrückend,“ sagte Frau Vaarvig. „Ich glaube wohl, ich kann sagen, daß wir uns die Daunen aus der eignen Brust zupfen, so daß wir uns für jedes Kind, das wir haben, ganz entblößen, daß wir unser ganzes Dasein und Glück für sie einsetzen. Das ist nur sozusagen unser Instinkt. Und wenn unsre Kinder darüber philosophieren und fragen, weshalb die Welt, in die sie hineingesetzt sind, so ist, so können wir ihnen nur unsere verbrauchten Körper und Seelen als Antwort hinhalten, beste Thekla,“ kam es zitternd, in verhaltener Erregung heraus.

Minka war hastig durch das Zimmer geglitten und setzte sich hinter den Stuhl der Mutter, beide Arme leidenschaftlich um ihren Hals schlingend.

„Nun, nun, Mutter,“ scherzte der Doktor, „nimm es nur nicht so tragisch; Du weißt ja doch, Kinder sind nun einmal Kannibalen.“

Während der Regen draußen laut und unaufhörlich vom Holzwert tropfte, drehte sich die Unterhaltung später in der Dämmerstunde lebhaft um die Aussteuer. Man überlegte und plante im Verein mit Minka. Theklas feine Knopfschuhe bligten hin und wieder in dem Lichtschimmer, der auf den Fußboden fiel, je nachdem sie von dem Schaukelstuhl, über dessen Lehne Kjel mit den Armen hing, hin und her beweag

Würde. Und Berthea, die vor der Ofenplatte auf den Knien lag und die Nessel beobachtete, die sie auf den Kohlen briet, warf ihre lebhaften Anschauungen dazwischen, da sie ihrer Meinung nach wohl etwas mehr Urtheil und Erfahrung besaß, als die andren annahmen.

In dem dunkelsten Teil des Zimmers, ein gutes Stück hinter dem Schaukelstuhl, ging Schulteis auf und nieder, die Hände unter den Rockhöfen, mit kleinen, bestimmten Schritten, da nur Platz für kurze Wendungen vorhanden war. Er war eigentlich nur Ohr, gespannt, aus Worten und Andeutungen aufzuschneiden, ob sie wohl wirklich diese verhängnisvolle Idee durchgesetzt hatte, den Winter in der Hauptstadt unter dem Einfluß dieses Herrn zuzubringen.

Plötzlich machte er mit einem verklärten Lächeln eine heftige, scharfe Wendung.

Seine Rede von einer Reise in die Hauptstadt für Ninka!

5

Niel war eine populäre Persönlichkeit; er fuhr Bisiten mit seiner Frau, und der stete Witz beim Betreten des Hauses war das frische, muntere: „Neuer Schlitten, neues Bärenfell, neue Frau,“ er wagte es nicht, „neues Pferd“ zu sagen, wie es ihm das erste Mal beinahe entschlipft wäre. Aber die gelbe Stute war wirklich neu gekauft, und es war ein Traber, der sich sehen lassen konnte, elf Kilometer in drei Viertelstunden, in nur anderthalb Stunden hatte er den Weg zurückgelegt, und zwar bergauf zum Voigt.

Droben empfing sie der Voigt selber, feierlich, galant in der Dielenstür, bot der jungen Frau den Arm und führte sie an das Sofa in der besten Stube, setzte seinen besten Madeira vor und erklärte, daß er das gleiche gethan haben würde, falls sein Schreiber zum Landrat ernannt worden wäre, wie viel mehr in diesem Falle, wo es sich um eine junge Dame handelte, die stets mit ihm gleicher Ansicht gewesen wäre in Bezug auf die einzige Idee, die heutzutage Wert hätte, nämlich die Leichenverbrennung. Jetzt sollte sie die Berechnungen über die Unkosten sehen, in vier verschiedenen Ländern — und die Zahl der Feuerbestattungen im letzten Jahr belaufe sich . . .

Machte Niel Besuche, so verging stets eine Weile damit, daß er in steifer Haltung dasaß und mit unruhigen Blicken zu Thekla hinübersah, ob sie auch mit dem Platz, den man ihr angewiesen hatte, zufrieden war. Das war so eine eigne Sache und mußte wie bei einem ersten Exerzittent gehandhabt werden — nämlich die Damen der Gegend daran zu gewöhnen, eine, die noch vor zwei Monaten nur Gouvernante beim Voigt gewesen war, als eine ihnen an Rang ebenbürtige zu behandeln. Die Erinnerung war noch zu frisch, und die Mienen verzogen sich ja nie und da zu einem sauer süßen Lächeln, wenn die neugebaute junge Frau gleich so entschieden und ohne weiteres auf das Sofa zusteuerte und sich ganz nonchalant hineinsetzte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wandlungen.

Von J. Ricard. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Henriette de Maresville ist 26 Jahre alt und das Gegentheil von dem, was man eine „moderne Frau“ nennt. Bis zu ihrer Verheiratung erzogen, sieht sie sich jetzt, vollständig unbekannt mit den Gepflogenheiten der Männer, einer Situation gegenüber, wie sie früher oder später im Leben einer jeden Frau eintritt. Sie versteht lateinisch, hat viele gelehrte Bücher studiert, kann J. S. Bach in der Partitur lesen, ist aber noch nicht zu der Erkenntnis gelangt, daß der Ehebruch heutzutage eine ganz banale Erscheinung ist.

Märrisch verliebt in ihren Gatten, hat sie die sechs Jahre ihrer Ehe einem abgöttischen Kultus dieses Herrn geweiht, an dem sie kritiklos alles bewundert, seinen Witz, seinen Schnurrbart, seinen Charakter, seine Kravatten. Ein guter Herr übrigens, dieser Lucien de Maresville: heiter, lebenslustig, liebt seine Frau, aber mehr noch die Frauen im allgemeinen, was er allen denen, die es wünschen, demonstriert.

Henriette hat vor kurzem die Entdeckung gemacht, daß ihr Angebeteter eine Geliebte hat; und wie das häufig zu geschehen pflegt, ohne daß man zu sagen vermag, wie oder warum? erfährt sie Schlag auf Schlag eine Reihe höchst bedauernswerter Einzelheiten, die ihr unwiderleglich beweisen, daß besagter Angebeteter sie in diesen ganzen sechs Jahren hintergangen hat.

Entrüstung, Verzweiflung. Sie ist ein reiner, stolzer Charakter, der keinen Pardon kennt. Wie kann sie ihm verzeihen, der ihr vertrauensseliges Herz gebrochen hat? Sie vergießt heiße Thränen, aber nur Thränen des Jorns, die brennen, aber nicht besänftigen. Vergebens sucht der Gatte ihr begreiflich zu machen, daß man sehr wohl allen möglichen Frauen nachlaufen und dennoch allein seine Gattin lieben kann. Sie verlangt Scheidung.

Jetzt treten die bestürzten Familien beiderseits in Aktion. Man stellt Madame de Maresville die schreckliche Unflughheit eines solchen Schrittes vor, den Skandal, den Kummer, den ihre so heißgeliebte Großmutter, den Aerger, den ihr so korrekter Vater empfinden wird, und daß ein solcher Schritt der Heirat ihrer jüngeren Schwester unbedingt schaden muß. Die Mutter weint, die Schwiegermutter schluchzt, der Beichtvater spricht von ihrem gefährdeten Seelenheil, die Tante, eine noch junge, kluge, sehr moderne Witwe, giebt ihr zu verstehen, daß die Scheidung heutzutage für dumm und abgeschmackt gilt.

Sie läßt sich also nicht scheiden. Aber weiter mit ihrem Gatten leben, das vermag sie nicht. Ihr Entschluß, ihn zu verlassen, ist unerschütterlich. Sie hat keine Kinder, nichts hält sie also. Sie kehrt zu ihren Eltern zurück. Dort kann sie wenigstens ein reines Leben führen.

Die Welt sagt:

„Arme, kleine Frau! Dieser Maresville ist ein Dummtopf! Man läßt sich bei so etwas doch nicht ertappen!“

II.

Henriette de Maresville ist 29 Jahre alt. Sie ist hübscher als je zuvor. Früher neigte sie zur Korplenz; der Kummer hat sie schlank erhalten. Sie ist eine zarte Blondine mit großen, nachdenklichen Augen. Ueber ihrem ganzen Wesen liegt eine sanfte Behmut.

Im ersten Jahre nach der Trennung giebt sie sich vollständig ihrem Kummer, ihrer Enttäuschung hin. Sie schließt sich ein und will niemand sehen, niemand besuchen. Die gelehrten Bücher, die sie liebt, und die Partituren, die sie für Augenblicke ihre Trauer vergeßen lassen, sind hauptsächlich ihre Beschäftigung. Nur die Tante, die junge, kluge, sehr moderne Witwe, darf in ihr Allerheiligstes eindringen.

Unter ihrem milden Einfluß verlieren die Empfindungen der jungen Frau langsam an Schärfe. Sie findet wieder ein wenig Geschmack am Leben. Im Verlauf des zweiten Jahres ändert sie etwas ihre Gewohnheiten: sie beginnt sich wieder für Toiletten zu interessieren und besucht von Zeit zu Zeit eine Gesellschaft.

Allmählich erlangt sie ihr seelisches Gleichgewicht wieder. Sie bemerkt, daß alle Ehen, die sie kennt, irgend einen wunden Punkt haben und trotzdem einen ganz harmonischen Eindruck machen. Es ist gewissermaßen ein Trost für sie, daß sie sich nicht als Ausnahme zu fühlen braucht. Sie urteilt jetzt nicht mehr so schroff wie früher. In ihrer eignen Verwunderung kann sie schon über die hübschen Geschichten gegenseitigen Verraths lächeln, wie sie sich beim Zinsfuhrer Thee so nett erzählen lassen.

Im Beginn des dritten Jahres tritt eine weitere Veränderung in ihrem Wesen ein, nämlich ein stärkeres Aufblühen der Lebenslust. Die gelehrten Bücher und Partituren langweilen sie. Sie liest jetzt andre Bücher, in denen von Liebe und heiterem Lebensgenuß die Rede ist. Sie forscht in ihren Erinnerungen aus jener Zeit, als sie noch die liebende, vertrauende Gattin war, vermag aber kein Echo dieser Gefühle und Empfindungen darin zu entdecken. Sie fragt sich erstaunt, ob sie ihren Gatten auch wirklich so geliebt hat, wie sie ihn zu lieben glaubte.

Von Unruhe und Zweifel geplagt, fragt sie die Tante um Rat, und diese antwortet ihr mit nachsichtigem Lächeln:

„Quäle Dich nicht! Genieße Dein Leben, und alles wird gut werden.“

Am Ende des dritten Jahres lernt Henriette in einer Gesellschaft einen reizenden Herrn kennen. Der Herr ist sehr korrekt, sehr elegant, sehr liebenswürdig und beschäftigt sich viel mit ihr. Auch sie beschäftigt sich ein wenig mit ihm. In einigen Wochen macht ihre gegenseitige Zuneigung rapide Fortschritte. In Momenten der Ruhe vermag Henriette jetzt schon über ihre tiefe Verzweiflung von ehemals zu lächeln.

Die Welt sagt: „Die kleine Maresville scheint endlich zur Vernunft zu kommen.“

III.

Henriette de Maresville ist 30 Jahre alt. Der melancholische Ausdruck ist aus ihren Augen verschwunden: sie strahlen jetzt in reiner, warmer Freude. Sie ist eine der elegantesten Damen von Paris. Man liebt sie grenzenlos — sie ist ja so nachsichtig gegen alle! Wenn sie irgend einen Kummer haben, kommen die jungen Frauen bei ihr Trost und Hilfe suchen.

Sie lebt nicht mehr bei ihren Eltern, sondern bei der guten Tante, die ihr in ihrem Hause ein reizendes Nestchen eingerichtet hat. In den Abenden, an denen sie nicht ausgehen, pflegt der korrekte, liebenswürdige Herr, mit dem Madame de Maresville sich anfänglich ein wenig, jetzt ausschließlich beschäftigt, bei ihnen zu soupiieren. Eine reizende Intimität, die durch nichts gestört wird. Wenn sie Zeit findet, über die Vergangenheit nachzudenken, fühlt Henriette deutlich, daß sie ihrem Gatten vergeben hat. Der arme Herr! Was hat er denn, im Grunde genommen, so Schlimmes

Verbrochen? Er hat ein bißchen viel auf einmal geliebt, ja. Aber die Liebe ist doch die einzig wahre Freude auf dieser Welt! Wie dumm von ihr, daß sie aus einer kleinen Komödie gleich eine schredliche Tragödie gemacht hat!

Madame de Maresville lächelt über sich selbst, wenn sie an die lächerlich übertriebene Verzweiflung denkt, der sie sich damals hingelassen hat. Sie fühlt ein unstillbares Verlangen in sich, die verlorenene Zeit wieder einzuholen.

Eines Morgens, als sie allein mit der Tante im Salon plaudert, sagt diese: „Besteh nur, daß ich recht daran that, Dir damals von der Scheidung abzuraten.“

„Unbedingt!“ erwidert Henriette voll Ueberzeugung. „Es wäre sogar noch klüger gewesen, wenn ich meinen Gatten gar nicht verlassen hätte. Als getrennte Frau ist man doch häufig recht geniert.“

Die Tante lächelt ihr hübsches, sanftes, ironisches Lächeln und sagt:

„Du kannst zu jeder Zeit zu Deinem Gatten zurückkehren, wenn Du nur willst. Er hat keinen andern Wunsch. So sagte er mir wenigstens noch gestern in der Oper, als er mich in meiner Loge besuchte, in der Hoffnung, Dich zu treffen. Aber Du hattest natürlich etwas Besseres zu thun, als „Haus“ zu hören! Ja, meine Liebe, der arme Kerl hat seine Schuld reichlich gebüßt. Er langweilt sich schrecklich, weil er kein Heim hat, niemand, mit dem er plaudern kann. . . . Er wird Dich mit offenen Armen empfangen oder mit geschlossenen Armen, ganz wie Du willst.“

„Und was rätst Du mir?“

„Das Zweckmäßigste, wie immer, meine Liebe: das Leben, siehst Du, ist nur kompliziert, wenn man es so will. Versteht man dagegen, die Dinge richtig zu nehmen, so . . .“

Madame de Maresville ist in ihr eheliches Heim zurückgekehrt und hat ihrem Gatten den korrekten, eleganten, lebenswürdigen Herrn vorgestellt; sie haben sich rasch verständigt. Henriette und Lucien sind jetzt die besten Kameraden.

Die Welt sagt: „Sehr vernünftig von ihr, wieder mit Maresville zusammenzugehen. Sie ist eine kluge Frau!“

### Kleines feuilletton.

be. Die Gesellschaft. Es war nicht mehr zu umgehen. Es mußte sein. Calculators hatten auch schon „zum Thee“ gebeten und bei Mendant Neumanns sollte nächste Woche das große Abendessen stattfinden. Abendessen — das hieß Häringsalat und Butterbrot mit kaltem Beaten. Aber gleichviel, es war Abendessen, man konnte wirklich nicht noch länger hinter „diesen kleinen Beamten“ zurückgehen.

Die Rechnungsrätin betonte es sehr energisch, und die beiden Töchter gaben ihr Recht. Adelheid, die sonst so sanfte, kam sogar ordentlich ins Feuer; nur Ida meinte sehr bedenklich: „da wird Papa wieder brummen.“

Das that er allerdings, seine Jüngste hatte richtig prophezeit. Er wollte von der Gesellschaft nichts wissen; wenn sie schon gegeben werden mußte, konnte sie im Februar gegeben werden, da war auch noch Zeit und die meisten geschrieben ab, weil sie zu „saisonmüde“ waren.

„Das geht nun aber auf keinen Fall, Männchen,“ die Rechnungs-rätin sprach in wahren Flötentönen. „Wir haben die Verpflichtung dazu. Man kann sich doch als anständiger Mensch seinen Verpflichtungen nicht entziehen.“

„Nein, Papa, das können wir nicht,“ kam Adelheid der Mutter mit sanftem Vorwurf zu Hilfe: „Man redet schon darüber, Papa, daß wir so lange warten lassen.“

„Geheimrat Lenzens Grötchen hat mich schon gefragt, ob wir den Winter „still“ verbringen,“ bemerkte Ida.

„Laß sie fragen.“

„Und sag' wenigstens nicht immer Geheimrat,“ fiel die Mutter ein, aber diesmal nicht in Flötentönen, „er ist bloß Geheimer Rechnungsrat, und nächstes Jahr sind wir's hoffentlich auch.“ Dann wandte sie sich wieder zu dem Gatten: „Nein, Männchen, Du mußt Dich wirklich d'rin fügen, wir nehmen jede Einladung an, also müssen wir uns revanchieren; es soll wohl heißen, wir hätten kein Geld dazu?“

„Na meinetwegen, dann gib Deine Gesellschaft.“

„Meine Gesellschaft? Das ist Deine Gesellschaft, die geben wir unserm Stand zu Ehren, da sind wir einfach zu verpflichtet.“

„Ich bin ja auch schon ganz still.“ Der Rat brummte wieder: „Thu, was Du willst, nur laß mich zufrieden.“

„Als ob ich die Absicht hätte, Dich zu inkommodieren.“ Die Rätin wurde pikirt: „Gieb mir nur das nötige Geld, dann laß ich Dich vollkommen in Ruhe.“

„So, wirklich? Wie lebenswürdig! Na, da hast Du fünf- undzwanzig Mark,“ er warf ihr das Geld auf den Tisch.

Die Rätin nahm es jedoch nicht auf: „Was soll ich denn damit?“

„Ach das langt nicht? Na, mehr giebt es nicht.“ Der Rat war sehr energisch.

„Da haben wir ja aber knapp den Wein für, Papachen,“ sagte Adelheid.

„Ach, Ihr wollt Wein trinken? Ach so!“ Papachen nickte: „Na, das werdet Ihr Euch wohl verkneifen müssen, das können wir nicht, 'n paar Kisten Lagerbier thun's auch.“

„Ich soll Bier vorsetzen? Flaschenbier? Na, dann gib Deine Gesellschaft allein.“ Die Rätin geriet in stammende Entzückung, „das ist ja gerade wie bei Calculators, bei Lenzens giebt es auch immer Wein.“

„Dann werden sie es wohl können!“

„Und wir werden es können müssen, — wir könnten auch Geheimer Rechnungsrat sein, wir sind doch einfach unserer Stellung schuldig. Aber Du hast natürlich kein Gefühl dafür, daß eine Stellung Verpflichtungen auferlegt.“ Die Rätin war wütend.

Der Rat knurrte; das Knurren klang aber schon etwas nachgiebiger; dann besann er sich jedoch noch auf einen Ausweg: „Wir haben ja gar nicht genug Weingläser . . .“

„Die borgen wir uns von Tante Auguste,“ sagte Ida rasch.

„Ich bin schon bei ihr gewesen und hab' gefragt.“

„Wollt Ihr die etwa auch einladen? Und das müßt Ihr doch, wenn Ihr Euch Gläser borgt.“

„Ich werde die Buchhaltersfrau einladen!“ sagte die Rätin verächtlich. „Ida hat sagen müssen, 's wär für einen Herrenabend, den Du giebst.“

„Und das hat sie natürlich geglaubt,“ ticherte Adelheid, „und borgt uns sogar noch ihre silbernen Messer und Gabeln . . .“

„Na, davon haben wir doch aber selbst genug!“ Der Rat geriet in Verwunderung.

„Aber doch keine silbernen! . . .“ Das Gesicht der Rätin nahm einen triumphierenden Ausdruck an: „Ja, siehst Du wohl, ich den! an alles. Was meinst Du, wie sich die Lenz ärgert, wenn sie bei uns silberne Messer und Gabeln findet.“

„Die ärgert sich schie,“ lachte Adelheid, „aber es ist doch wirklich gut, daß Tante Auguste 'ne reiche Schlächtermeisterstochter ist.“

„Nun kann sie einem wenigstens silberne Messer und Gabeln pumpen.“ Ida stimmte in das Lachen der Schwester ein, die Rätin schüttelte jedoch den Kopf: „Wie schweifen ja ab, Kinder! Also hör' mal, Männchen, ich will Frilasse machen lassen und nachher Brot, Aufschnitt und Käse geben, na, und dann noch Dessert und Früchte. Nicht wahr, Du siehst doch selber ein, daß ich das alles nicht mit fünf- undzwanzig Mark für zwanzig Personen herrichten kann.“

„Frilasse und zwanzig Personen?“ Der Rat fuhr sich in die Haare: „Du ladest wohl die ganze Bekanntschaft auf einmal?“

„Na, Männchen, das ist doch ein Umachen, und ich hab' wirklich nur die Nützigsten auf der Liste.“ Die Rätin that sehr unschuldig.

„und, Männchen, Frilasse muß schon sein; bei Lenzens gab es Gansenbraten, da können wir doch nicht Heringsalat machen, wie Mendant Neumanns. Lenzens sollen doch nicht denken, daß sie mehr können, weil er seit vier Wochen den „Geheimen“ hat.“

„Herrje, ich sage ja auch schon kein Wort mehr!“ Der Rat hielt sich die Ohren zu: „Nacht doch meinetwegen, was Ihr wollt. Wie viel kostet denn also die Geschichte?“

„Na, laß mal nachrechnen,“ die Rätin zählte an den Fingern: „Ida zieht ihr Foulardkleid an, aber Heiden muß eine neue seidene Bluse haben und ich brauche eine Spibengarnitur . . . also alles in allem so — achtzig bis neunzig Mark.“

„Achtzig Mark?“ Jetzt sprang der Rat in die Höhe: „Achtzig Mark? Das kann ich nicht, das habe ich einfach nicht, ich hab's nicht!“ Er lief mit großen Schritten im Zimmer umher.

Die Rätin runzelte die Stirn: „Nun red' doch nicht, Männchen, Du hast hundert im Sekretär, ich weiß es.“

„Was hab' ich?“ Er blieb stehen: „Zawohl, hab' ich's. Hundert- undfünf- undzwanzig sogar; Du weißt aber auch, wozu es ist. Davon bekommt noch fünfzig Mark der Tapezierer fürs Dekorieren von Weihnachtskerzen her, und vierzig sind für die Monatsrechnung beim Kaufmann, und der Schuhmacher, und mein Schneider . . .“

„Na ja, wenn Du so rechnest, Oskar . . .“ Die Rätin lehnte sich hochmütig zurück. „Wenn Du zuerst an die Handwerker denkst; ich denke zuerst an unsere Verpflichtungen. Du hast aber eben kein Gefühl dafür, wozu wir in unserm Stand verpflichtet sind.“

### Völkerkunde.

Die Herero. (Nachdruck verboten.) Die Herero — man betone die letzte Silbe — gehören zu der weitverbreiteten südafrikanischen Völkerfamilie der Bantuneger. Während einer großen Völkerwanderung, die schon im achtzehnten Jahrhundert begann und sich bis weit in das neunzehnte hinein fortsetzte, gelangten sie, begleitet von ungeheueren Rinderherden, in den nördlichen Teil des heutigen deutschen Schutzgebietes (Südwestafrika), wo ein großer Teil des Stammes in fortwährenden Kriegen, die erst vor etwa zehn Jahren ihr Ende fanden, aufgerieben wurde.

Die Herero unterscheiden sich in ihrem Typus nur wenig von den andern Bantuwölkern. Außerordentlich groß und kräftig gewachsen, gehören sie zur dolichocephalen Rasse. Aus dem langen und schmalen Schädel springt eine groß entwickelte und stark gekrümmte Nase hervor. Die Lippen sind aufgeworfen, aber nicht wulstig, das Kophaar dicht, der Bartwuchs schwach und der ganze übrige Körper ist von dichten Flaumhaaren bedeckt. Mit ihren proportionswidrig langen Vorderarmen bieten sie kein anziehendes Bild, und zu dem ziemlich abstoßenden Anblick gesellt sich ein die Nase gräßlich beleidigender Geruch, der von ihnen ausströmt und den be-

kannten eigentümlichen Negergeruch noch weit übertrifft, weil sie der Gewohnheit sich zu waschen gründlich abhold sind, und sich statt dessen den ganzen Körper mit einer Salbe einschmieren, die aus ranziger Butter, dicke, saurer Milch und Ockerfarbe bereitet wird.

Die Männerkleidung der Iakaobraunen Gestalten besteht aus Fellen, die von einem um die Hüften gezogenen Riemen herabhängend, Lederhänden, die um die Arme geschlungen sind, und Sandalen. Die Frauen dagegen, die in ihrer Jugend junonische Gestalten mit wohlgeformten Gesichtszügen und schönen braunen Augen sind, im Alter dagegen tiefäugigen, runzligen Freges gleichen, tragen auf ihren glattrasierten Köpfen lederne Hüben mit einem Besatz von gläsernen oder eisernen Perlen, um die Schultern einen über die Brust zusammengehaltenen Ledermantel und um die Hüften eine lederne Dede, den „Karoh“, der bis zu den Füßen herabfällt. Als Schmuckgegenstände fügen sich dieser recht decenten Tracht Kettenarmbänder und unsinnig schwere Kupferinge an, deren Metall meistens aus den Otaviminen stammt. Je größer der Wohlstand des Gatten, desto zahlreicher und schwerer die Dinge, so daß die Frauen der Reichen oft kaum gehen können, sondern mit wunden Knöcheln still auf dem Fleck hocken, was übrigens von ihren Gatten, die ihr Entlaufen befürchten, öfters beabsichtigt sein soll. Außerordentlich günstig präsentieren sich die Kinder, von denen namentlich die Mädchen von reizvollem Wuchs sind. Auch sie sind am Kopfe in der Weise rasiert, daß nur am Wirbel ein Büschel Haare stehen bleibt, das mit einem durch Eisenperlen verzierten Riemen zu einem Zopfe verflochten wird.

Die Frauen werden gegen Eingabe von so und so viel Kindern oder Schafen gelauft, wobei Brüder und gute Freunde zuweisen eine förmliche Weibergemeinschaft konstituieren. An den Knaben wird, sobald sie das achte bis zehnte Lebensjahr erreicht haben, unter großem rituellem Gepränge, wobei zahlreiche Kinder erstickt werden, der Akt der Beschneidung vorgenommen. Dann folgt nach einigen Tagen das Ausbrechen der unteren Schneidezähne. Ebenso sonderbar ist die Totenbestattung. Der Leiche wird nämlich der Kopf zwischen die Arme gebunden, worauf sie mit nach Norden gewendetem Gesicht in hockender Stellung beerdigt wird.

Die Herero werden heute auf etwa 80 000 Köpfe geschätzt, die sich unter die vier Hauptkapitänschaften von Otjimbingwe, Omaruru, Waterberg und Okandjose gliedern. Ihr Reichthum besteht in großen Viehherden. Ihre Waffen waren früher der mit einer eisernen Spitze beschlagene Speer und eine von ihnen „Kirri“ genannte Wurfscheibe. Heute sind sie im Besitze zahlreicher Gewehre, von denen glücklicherweise die Mehrzahl von veralteter Konstruktion sind. Der beste Teil des Hererolandes ist die Strede vom Anasgebirge über Bradwater und Osona bis Okandjaja. Das in geringer Tiefe vorhandene Grundwasser in der Ebene des Swatopflusses zeitigt einen reichlichen Graswuchs und hier zwischen Okandjaja und Klein-Barmen kann man auch von einem wirklichen Walde reden, der in diesen Gegenden sonst sehr selten ist. —

C. K. Kreuzner.

### Geographisches.

ie. Das Land Goshen von heute. Im Lande Goshen, weniger richtig Gosen genannt, einem Bezirk Unter-Aegyptens, siedelte nach dem Bericht des 1. Buches Moses Joseph seinen Vater und seine Brüder an, und von dort aus wurde auch, wie das 2. Buch Moses erzählt, der Zug nach Kanaan angetreten. Ueber die Geographie dieses Gebietes sind eingehende Studien angestellt worden; wir wissen daraus, daß wenigstens der wichtigste Teil von Goshen dem heutigen Wadi Tumilat entspricht, der sich als ein weiter Streifen von fruchtbaren Flußablagerungen aus dem oberen Nildelta bis in die Gegend von Ismailia und zum Suez-Kanal hinzieht. Schon seit dem Altertum wurde das Land Goshen von einem Kanal durchzogen, der von dem Pelusischen Arm des Nildeltas nach den sogenannten Bitterseen verlief und dann weiter zum Roten Meer führte. Diesem Kanal soll das Wadi Tumilat seine außerordentliche Fruchtbarkeit zu verdanken haben, und zwar bis in die neueste Zeit. Jetzt scheint sich nach Anlage des Ismailia-Kanals der Zustand des Landstriches, den Joseph als den schönsten für seinen alten Vater und seine Verwandten auswählte, gründlich geändert zu haben. Der Ismailia-Kanal verläuft mit hohem Wasserstand durch einen durchlässigen Boden, und das Siderwasser hat nicht nur dazu geführt, das allgemeine Niveau des Grundwassers zu heben, sondern auch an vielen Stellen Sodasalze an die Oberfläche gebracht, die selbstverständlich, und unter ihnen namentlich das kohlensaure Natron, dem Gedeihen der Pflanzwelt äußerst schädlich sind. Der Wind hat noch dazu mitgeholfen, die ausblühenden Salze zu verbreiten. Das Land ist also durch einen Kanal, der unter gewöhnlichen Verhältnissen stets als ein Segen für das durchzogene Gebiet betrachtet wird, von einer fruchtbaren Landschaft in eine Salzwüste verwandelt worden. Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Kairo, das einen ausführlichen Bericht über diese Zustände entgegen genommen hat, wird sich mit den Mitteln zur Abhilfe befassen müssen, die nur in einer gründlichen und kostspieligen Entwässerung und häufigen Durchwaschung des Bodens bestehen können. —

### Aus dem Tierleben.

— Den Verlauf der Frühjahrsbesiedelung durch die Vögel in Bayern schildert B. Gallenkamp im dritten Jahresbericht des ornithologischen Vereins München für 1901 und

1902. Die Zugrichtung oder besser gesagt die Besiedelungsrichtung für Bayern ist nicht eine süd-nördliche, sondern eine in der Hauptsache rein westöstliche, und zwar eine in der Gegend von Dinkelsbühl bis Craulshausen beginnende Strömung, die quer durch das Land ungefähr der Donau entlang bis zum Bährischen Wald sich erstreckt und gleichzeitig einen Arm in die Gegend von Würzburg, einen andren in die von Landsberg a. L. und Kaufbeuren ausstreckt. Um dieses in drei Zaden ausstrahlende Gebiet frühesten Anstufes schließen sich dann konzentrisch die Gebiete etwas späterer Anstufes an. Als solches spätester Besiedelung markieren sich deutlich scharf umgrenzte Gebiete, eins um Ausbach, Nürnberg, Fränkischen Jura, ein zweites in der Gegend südlich der Donau zwischen Ingolstadt und Regensburg. Die Temperatur übt vielleicht einen modifizierenden Einfluß auf diesen Vorgang aus, ein wesentlich bestimmendes Moment ist sie aber nicht. Als zweiter Faktor wäre vielleicht die Windrichtung zu erwähnen. Die Kurven Gallenkamps decken sich in hohem Maße mit der Landesstruktur Bayerns und decken sich wenig mit den ungarischen Beobachtungen. Ungarn, nach Süden zu völlig offen, mit beiden Hauptströmen in süd-nördlicher Richtung verlaufend, und nach Norden zu ansteigend, kann, in seinem weiten, gleichmäßigen Gebiet auch ziemlich gleichmäßige Temperaturverhältnisse bezw. Veränderungen zeitend, sehr wohl mit den meteorologischen Faktoren fortschreitende Besiedelungsverhältnisse aufweisen, die bei andren Grundtagen und andrer Landesstruktur sich anders darstellen müßten. Jedenfalls wäre ein großes europäisches Beobachtungsnetz außerordentlich nützlich und notwendig, um die endgültige Lösung solcher Fragen zu bringen, die in einzelnen Ländern nicht gelöst werden können. —

(„Globus.“)

### Humoristisches.

— Grund. Baruch (zu Pinkus, der die Hände in den Taschen trägt): „Pinkus, warum bist so schweigsam?“

Pinkus: „Soll ich mer vielleicht erfrieren die Hände bei der Kälte?“ —

— Vorsichtig. Besuch: „Nun Hans, zeig mir doch auch einmal Dein Herbarium!“

Der kleine Hans (argwöhnisch): „Sind Sie auch kein Vegetarianer?“ —

— Höchste Zeit. A (der in der Kneipe ans Telephon gerufen worden war): „Jetzt kann ich aber wirklich nicht mehr bleiben!“

B: „Was hat denn Deine Frau telephoniert?“

A: „Nur fünf Worte: „Entweder . . . Du kommst . . . oder ich“ . . .!“

(„Meggendorfer Blätter.“)

### Notizen.

o. August Strindberg hat soeben zwei neue Werke veröffentlicht, die hauptsächlich die Pracht der nordischen Natur schildern. Der leichte ironische Ton, der in „Sagor“ herrscht, erinnert an den Strindberg von früher. „Ensam“ beschreibt die Rückkehr des Dichters nach Stockholm nach langen Jahren der Abwesenheit. —

en. Unter dem Titel „Le Radium“ wird demnächst in Paris eine Zeitschrift erscheinen, die in Monatsheften möglichst vollständige und neue Berichte über die Fortschritte in der Erforschung des Radium und seiner Eigenschaften veröffentlichen wird. —

— Felix Doermanns neue Komödie „Die Mama“ erlebt am 23. Januar im Münchener Schauspielhaus die Erstaufführung. —

— Im Wiener Burg-Theater fiel Gustav Davis' Lustspiel „Die Jakobseiter“ bei der ersten Aufführung glatt durch. —

— Adolf Oberländer, der Zeichner der Münchener „Fliegenden Blätter“, ist von der Berliner Seceffion zum Ehrenmitgliede ernannt worden. —

— Im Verein für innere Medizin berichtete Behring über die Ergebnisse seiner Tuberkulosestudien. Nach seiner Erfahrung entspreche die Lungenschwindsucht dadurch, daß durch Tuberkuloseansiedlung im frühesten Kindesalter, in der Säuglingszeit, der Grund zu der späteren Lungenschwindsucht gelegt werde. Die Ansteckung in der späteren Lebenszeit sei nicht gleichgültig, aber sie sei nicht wesentlich. Wollte man die Tuberkulose bekämpfen, so müsse man vor allem auf die Säuglingsernährung achten, man müsse verhindern, daß in der Säuglingsmilch Tuberkelbazillen enthalten seien. Behrings Ansichten stehen im Widerspruch mit der ganzen neueren Tuberkulosebekämpfung, die davon ausgeht, daß die Entstehung der Lungentuberkulose vornehmlich auf die Einatmung von Tuberkelbazillen zurückzuführen sei. —

t. Der sechste internationale Zoologenkongress wird vom 14. bis 19. August in Bern tagen. Ausflüge sind nach Neuenburg und an die Jura-Seen zur Besichtigung der Pfahlbauten in Aussicht genommen. —